

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Ehrenplatz neben sich oben an der Tafel gegeben. Er zeigte die ungezwungenste Aufmerksamkeit für ihn, und belebte die Unterhaltung durch angenehme Erzählungen und witzige Einfälle. Das Gespräch, welches am Anfang etwas gezwungen gewesen war, wurde lebhaft, und mehrere der Tischgenossen äußerten so originelle Gedanken und Ansichten, daß sich Veresford gestand, er habe nie in einer angenehmeren und interessanteren Gesellschaft gelebt. Aber um so größer war auch sein Erstaunen, als der Herr des Hauses einem alten Manne, der auf der andern Seite neben ihm saß, und ein Glas Bordeaux verlangte, trocken antwortete: „Sie bekommen keinen.“ Er konnte dieses Benehmen gar nicht mit dem sonstigen liebenswürdigen Betragen seines Wirthes vereinigen, und hatte Mühe, die eigene Ungezwungenheit beizubehalten, die er so bald in dieser Gesellschaft gewonnen hatte.

Die Tafel ging zu Ende, und die Gäste traten in's Nebenzimmer um den Kaffee zu nehmen. Der Hausherr allein blieb zurück, und ließ Veresford mit ihnen allein. Noch stand dieser gedankenvoll über das sonderbare Benehmen seines Wirthes am Fenster, als mehrere der Tischgenossen sich ihm näherten und ihm ihr theilnehmendes Bedauern ausdrückten, daß er in dieses Haus gekommen sei; „denn“, setzten sie hinzu, „Sie verlassen es nicht mehr.“ — „Und wer wird mir das verwehren?“ fragte Veresford erstaunt. — „Der alte Mann,“ war die Antwort, „der Sie hereinzubringen gewußt hat.“ — „Niemand, als das Gesetz, ist über meinen freien Willen.“ — „Sie wissen also nicht, daß Sie bei einem Zauberer sind?“ — „Ich glaube nicht an Zauberei,“ versetzte Veresford lächelnd; „ehemals, in den Zeiten der Unwissenheit, konnte man so etwas glauben, aber heutzutage nicht mehr.“ — „Denken Sie, was Sie wollen; aber zuverlässig ist, daß jeder von uns, der den Versuch gemacht hat, sich aus der Gefangenschaft dieses furchtbaren Mannes zu befreien, hart dafür gestraft worden ist. Der Eine hat auf seiner Flucht ein Bein, der Andere einen Arm, und Wöndcher sogar das Leben selbst eingebüßt.“ — „Nun, da hoff' ich besser durchzukommen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Ein Bedienter trat herein und sagte unserm jungen Manne, daß sein Herr ihn bäte, zu ihm in sein Zimmer zu treten.

„Um Gotteswillen, Herr,“ rief die ganze Gesellschaft zusammen, „gehen Sie nicht hinein, denn Sie kommen gewiß nicht mehr heraus. Das ist eine wahre Tigerhöhle. Man sieht wohl, wer hinein, aber nicht, wer herausgeht.“

— Seien Sie ruhig, meine Herren, erwiderte Veresford. Ich glaube weder an Hexen noch an Zauberer, und hoffe in kurzem das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu sehen.

Inzwischen war es unserm Manne doch nicht ganz wohl zu Muth. War das Ganze ein Scherz, oder die Wirkung des Weins, oder was sonst? Inzwischen trat er in das Cabinet des alten Mannes.

Lachend kam ihm dieser entgegen und sagte: „Sie mögen wohl in Verlegenheit sein, zu wissen, bei und mit wem Sie gegessen haben. Sie sollen das nun erfahren. Ich bin der Doktor Wikis, und diejenigen, mit welchen Sie zu Mittag speisten, sind lauter Leute, in deren Köpfen es nicht ganz richtig ist, bei denen aber meine Kurmethode schon so viel gewirkt hat, daß ich sie an der Gesellschaft Theil nehmen lassen kann. Ich habe Ihr Erstaunen wohl bemerkt, als ich einem meiner Tischgenossen ein Glas Bordeaux verweigerte; allein dieser Mann ist noch sehr schwach, und ich fürchtete, daß ihm ein Glas weiter schädlich werden könnte. Ich habe es ihm in einem herben Tone abgeschlagen, weil ich diesen immer für den Charakter berechne, den ich vor mir habe.“

Veresford freute sich, wie man denken kann, sehr über die Gelegenheit, welche ihm die Bekanntschaft mit diesem berühmten und hochverdienten Arzte verschafft hatte. Er verließ ihn mit Dank und Bewunderung, und verabschiedete sich von seinen Tischgenossen, welche höchlichst erstaunt waren, ihn wieder zu sehen, und nicht anders glaubten, als er müsse auch ein Zauberer sein. Doch riefen sie ihm, als ob sie ihn noch nicht ganz für sicher hielten, einstimmig nach: „Nehmen Sie Ihre Arme und Beine in Acht!“

Der Haarthändler.

Der geschmackvolle Laden des berühmten Haarthändlers Auguste war eines Tages Zeuge einer schmerzlichen und rührenden Scene, dergleichen in einem solchen Industrielocale selten vorkommt.

Weinend und athemlos erschien plötzlich vor dem prächtigen Comptoir ein junges Mädchen, welches seine Haare auflöste, die in zahlreichen schwarzen Flechten auf ihre Achseln fielen und fast bis auf den Boden hinabreichten.

Hr. Auguste war ganz verstört. Dies barsche Eintreten und der außerordentliche Haarwuchs, der vor ihm schwebte, erregten im höchsten Grade sein Erstaunen.

— Fräulein, sagte er endlich mit der seinen Geschäftsverwandten eigenen Höflichkeit zur Unbekannten, welche unbeweglich da stand, dies sind in der That schöne Haare; in was kann ich Ihnen gefällig dienen?

— Sie sind zu verkaufen, erwiderte das junge Mädchen, indem es sein Schluchzen zu verbeißen suchte; wollen Sie dieselben kaufen?

Hr. Auguste stand sogleich auf, um den Handel anzunüpfen.

Das hängt vom Preise ab, den Sie fordern, sagte er, nachdem er die Haare oberflächlich und bescheiden betastet hatte. Diese Haare sind wirklich schön, allein die Waare verliert täglich an Werth, weil die Flechten außer Mode kommen und zu Perrücken braucht man keinen so reichen Wuchs. Für Sicherheitsbündel wären sie vortrefflich, allein dies greift nicht in mein Fach, und diejenigen, die sich damit abgeben, kaufen nur spottwohlfeil. Wenn Ihnen jedoch dreißig Franken genügen, so will ich sie nehmen.

Ein langes Zittern ergriff das Mädchen, welches das Gesicht mit seinen Haaren bedeckte, um seine Thränen zu verbergen.

In diesem Augenblicke trat ein Mann mittlern Alters, dessen Aeußeres die Wohlhabenheit anzeigte, aus der Ladenstube, wo man die Haare zu schneiden pflegte.

Das Aussehen des Fremden schien die Gewandtheit eines ausgemachten Handelsmannes zu verrathen. Auf seinen Zügen, die vor etlichen zwanzig Jahren ein ausdrucksvolles Profil dargeboten hatten, lag ein väterliches Wohlwollen.

— Liebes Kind, sagte er zur Unbekannten, indem er ihre Hand mit Güte in die seinige legte, und dem Haarträusler ein Zeichen gab, Sie müssen sich nicht an dem Gedot des Hrn. Auguste stören, der ehrlich sein Geschäft betreibt, der aber gerne einige Franken gewinnt um seine erdrückenden Ausgaben zu bestreiten. Er würde mir in's Gehäge gehen, wenn er mit Ihnen um etwas handelte, das hauptsächlich in mein Fach schlägt. Ich bin Haarhändler in's Große, für Frankreich und für's Ausland, ich verschicke deren sogar nach Amerika. Was ein Debitant absetzen kann, ist für mich eine Kleinigkeit. Ich gebe Ihnen hundert Franken für Ihre schönen Haare, und wenn Hr. Auguste nicht überbietet oder Sie den Preis nicht zu gering finden, so ist es eine ausgemachte Sache. Jedoch muß ich Ihnen bemerken....

— Nein, sagte das Mädchen, ich bin's zufrieden. Sie können meine Haare abschneiden, die mir doch zu nichts mehr nützen. Dann bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen. Der

Haarhändler ergriff die Scheere mit einer Hand und mit der andern betastete er die schönen schwarzen Flechten.

— Diese Haare sind nicht gehörig gepflegt, sagte er nach einer un schlüssigen Pause. Sehen Sie, Hr. Auguste, sie haben keinen Glanz und sind erbärmlich trocken.

Das Mädchen drehte sich herum und faltete schreckenvoll die Hände, was den guten Herrn lächeln machte.

— Beruhigen Sie sich, sagte er, ein ehrlicher Handelsmann hat nur ein Wort und ich nehme das meinige nicht zurück. Es steht aber nur zu Ihnen meinen Handel vortheilhafter zu machen, und wenn Sie sich dazu verstehen, so werde ich meinen Preis um etwas erhöhen. Verstehen Sie, sagte er ernst.

Die Haare haben eine besondere Lebenskraft; allein die Säfte, welche ihre Röhrchen nähren, sind nicht hinreichend, besonders wenn sie die Länge der Ihrigen erreichen. Um ihnen die Kraft zu erhalten, welche den Glanz und die Geschmeidigkeit mittheilen, muß man seine Zusätze zu öligen Streichmitteln nehmen. Ihre Haare im jetzigen Zustande geschnitten, würden steif und bröcklich werden; sind sie aber durch eine gehörige Behandlung dazu vorbereitet, so steigt ihr Werth ziemlich.

Ich mache Ihnen also den Vorschlag, heute die Hälfte und in acht Tagen den Rest des bestimmten Preises zu zahlen. Unterdessen werden Sie ihre Haare nach meiner Angabe besorgen. Geben Sie mir gefälligst Ihre Adresse, oder besser, erlauben Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten. Mein Alter und unsere Handelsbedingungen machen diesen Vorschlag annehmbar; willigen Sie darein?

Wie man sich denken kann willigte das Mädchen in Alles. Der alte Handelsmann kaufte bei Hrn. Auguste verschiedene Kosmotiken, erklärte der Unbekannten deren Gebrauch und ging mit ihr fort. Nach einer halben Stunde blieb sie vor einem unansehnlichen Hause der Straße B... stehen. Unterwegs hatte die kurzweilige Unterhaltung und das Wohlwollen des Handelsmanns das Herz des Mädchens gerührt, das vertrauensvoll war, wie man in ihrem Alter ist. Uebrigens hielt sie das so nöthige Geld fest in der Hand. Als der gutherzige Herr sich anschickte, sich zu entfernen, schlug ihm das unschuldige Kind vor, bei der Mutter einen Augenblick auszuruhen.

Während sie miteinander die achtzig Stufen hinaufstiegen, welche in den fünften Stock führten, beschwor das Mädchen ihren Begleiter drin-

gend, ihrer Mutter nichts von dem Haarverkauf zu sagen.

— Schon gut! erwiderte der Handelsmann im gelassensten und gefühlvollsten Tone. Ich verstehe Sie und werde verschwiegen sein.

Der Haarhändler erwartete nicht, in ein glänzendes Zimmer eingeführt zu werden; doch ward er beim Anblick der äußersten Armuth schmerzlich ergriffen. Er suchte es unter den ersten Höflichkeits-Begrüßungen zu verbergen.

Auf einem elenden Ruhebett, welches in einem Kofee ohne Umhänge stand, lag eine alte Dame, die sich mühsam aufrichtete, als sie ihre Tochter eintreten sah. Der Schmerz und das Elend hatten die Züge eines gewissen Adels und einer unbeschreiblichen Güte nicht verwischen können. Der Fremde errieth gleich beim Aussehen dieser schrecklichen Armuth ein großes und ehrenwerthes Unglück; auch ersetzte er sein gutherziges Benehmen durch eine ernsthafte Höflichkeit, welche einem Manne vom ersten Range Ehre gemacht haben würde.

Das Mädchen hatte geglaubt, der Handelsmann werde eine kleine Geschichte hinsichtlich ihrer 50 Franken erzählen, als er zu ihrem größten Erstaunen kurz und in wenig Worten alles erzählte, was sich zugetragen.

Da hätten sie die arme Kranke ihre treffliche Tochter mit ihren abgezehrten Armen an ihr Herz drücken, sie unter Schluchzen inbrünstig küssen und dem Himmel danken sehen, daß er ihrem unvermögenden und gebrechlichen Alter den Trost eines Engels voll Aufopferung und Güte gegeben habe.

Lange umarmte man sich ohne auf den Handelsmann Acht zu geben, der sich kaum fassen konnte; dann entschuldigte sich die Kranke; dieser aber fiel ihr ohne weiters in die Rede.

— Sie begreifen wohl, sagte er, daß ich, nach der rührenden Scene der ich angewohnt, meinen Handel nicht vollziehen kann.

Das Mädchen zitterte.

— Behalten Sie, werthes Fräulein, was ich Ihnen gegeben habe, fuhr er fort, nicht als eine Gabe, sondern als ein Anlehen. Sie haben eine vollständige Erziehung erhalten, daß bin ich überzeugt, und die Mittel, Ihr Leben auf eine ehrenvolle Weise zu fristen, können Ihnen nicht fehlen. Es handelt sich nur darum, dieselben einträglich zu machen. Nun, was können Sie leisten? Sie besitzen gewiß einige Kunstfertigkeiten?

— Meine Tochter zeichnet vortreflich, sagte die Kranke mit einem gewissen Stolge, der den Müttern so wohl ziemt, wenn sie ihre Kinder loben.

— Pah! das ist ein schwaches Hilfsmittel, erwiderte der Handelsmann achselzuckend. Das Zeichnen kann zum Zeitvertreib dienen, wir müssen aber Nutzen daraus ziehen.

— Ich male aber auch, sagte das Mädchen schüchtern; ich bin eine Schülerin des Hrn. Vatelet.

— Ich habe die Ehre nicht, Hrn. Vatelet zu kennen; wenn Sie aber malen können, so kann ich Ihnen Arbeit zu Hause verschaffen. Nun, so eben fällt mir ein, daß ich auf's Innigste mit Hrn. Carlet verbunden bin, der Eigenthümer einer Porzellan-Fabrik ist. Stehen Sie nicht an Arbeiterin zu werden, so will ich mit ihm reden und er wird Sie gewiß beschäftigen. Wenn Sie Blumen und Landschaften auf Porzellan malen, so können Sie drei bis vier Franken den Tag verdienen, vielleicht noch mehr, wenn Sie Talent haben; denn mein Freund ist Kenner, und man kann sich auf seine Redlichkeit verlassen bei der Abschätzung der Arbeit, die man ihm abliefern. Genehmigen Sie meinen Vorschlag, so werde ich Ihnen morgen das Resultat meiner Anfrage mittheilen.

— Edler Mann! sagte die Kranke, in deren Blick die Erkenntlichkeit strahlte; Sie werden mir mehr als das Leben geben, wenn Sie meines vielgeliebten Kindes Zukunft sicher stellen.

— Es ist billig, sagte der Handelsmann, indem er seinen Hut ergriff, daß zukünftige Freunde sich gegenseitig den Namen mittheilen. Ich heiße Dumont: es ist ein leicht faßlicher Name, den Sie wohl werden behalten können.

— Die arme Gräfin von Amanvilliers, die ohne Sie vielleicht vor Elend und Verzweiflung gestorben wäre, bietet Ihnen die Segnungen einer Mutter dar,

— Und Jenny den Dank einer ergebenen Tochter, stotterte das herrliche Fräulein, indem es mit einer Erkenntlichkeitschäne die Hand des Hrn. Dumont benetzte. Der gute Mann empfing meisterhaft diese herrlichen Dankesbezeugungen und entfernte sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Madame von Amanvilliers war die Wittwe des Grafen dieses Namens, eines Gardeoffiziers unter Ludwig XVIII, welcher 1826 voller Schulden gestorben war. Seither lebte Madame von Amanvilliers von einem Jahresgehalt von zweitausend Franken auf die Civilliste, das sie, wie viele Andere, durch die Julirevolution verloren hatte. In zwei Jahren erhielt sie zwei Unterstützungen von fünfzig Thalern; dazu mußte noch jedesmal ein Bericht über ihre Armuth eingereicht werden.

Durch ihrer Hände Arbeit erhielten sich die

beiden
rüttel
behr
legen
ihrer
haltu
bis d
Jenn
die F
Hr
Dum
den F
ein F
auf
beige
lein
unter
das i
W
Dam
Stem
erhal
bezu
Sum
imme
villie
nöthi
Hr
Man
gen,
Muß
sagte
da S
in W
aufri
das G
werde
Werk
genem
Se
gewö
jardel
noth
hastel
ichien
die er
W
hatter
ihren
vertri
Aufm
ihre e
Ersch
G
am A

beiden Damen zwei Jahre lang; allein die zerrüttete Gesundheit der Mutter konnte den Entbehrungen nicht widerstehen, die sie sich auferlegen mußte. Sie wurde krank, und die Nadel ihrer Tochter reichte nicht hin, für Beider Unterhaltung. Nachdem alles, was sie in ihrer Noth bis dahin erhalten hatten, verkauft war, dachte Jenny an ihre schönen Haare, der Stolz und die Freude ihrer Mutter.

Hr. Carlet war in den Vorschlag des Hrn. Dumont eingegangen, und dieser kam am folgenden Tag, wie er es versprochen hatte, und brachte ein Halbduzend Tassen von weißem Porzellan, auf welche colorirte Blumenkränze nach einem beigefügten Muster gemalt werden sollten. Fräulein von Amanvilliers, die rechte Talente besaß, unterzog sich der Arbeit mit einem Vertrauen, das ihrem Beschützer von gutem Anzeichen schien.

Bevor er sich verabschiedete, ließ er den beiden Damen die Möglichkeit vorfühlen, für sie ein Stempelbureau mittelst eines seiner Freunde zu erhalten, dem ein Divisionschef, der diese Gunstbezeugungen zu gewähren hatte, eine ziemliche Summe schuldig war. Einstweilen schloß er, immer als Darlehn, dem Fräulein von Amanvilliers eine kleine Summe für den Ankauf der nöthigen Farben vor.

Hr. Dumont war in der That ein schätzbarer Mann. Mit seinem zwar ordentlichen Vermögen, da er unverheirathet war, konnte er nach Muße leben, und, wie er es ohne Prahlerei sagte, sich erlauben, nach Gütanken hie und da Gutes zu thun. Uebrigens hatte er seine Idee in Bezug auf ein anderes Leben. Er glaubte aufrichtig, daß der liebe Gott Jedermann für das Gute wie für das Böse Rechenschaft tragen werde, und er suchte durch gute und nützliche Werke die durch menschliche Schwachheit begangenen Fehler aufzuwiegen.

Seit vierzehn Tagen brachte der Handelsmann gewöhnlich eine oder zwei Stunden in der Mansardestube zu, worin sich schon die zum Leben nothwendigen Gegenstände befanden. Ein lebhafteres Gefühl als jenes der Wohlthätigkeit schien Hrn. Dumont die Gefälligkeit einzugeben, die er den zwei Damen erwies.

Madame und Fräulein von Amanvilliers hatten ihrerseits die größte Erkenntlichkeit für ihren Wohlthäter; seine originelle Unterhaltung vertrieb ihnen die Zeit und nahm zugleich ihre Aufmerksamkeit in Anspruch; darin fanden sie ihre einzige Erheiterung, und die Stunde seines Erscheinens war allzeit mit Sehnsucht erwartet.

Gegen seine Gewohnheit kam er eines Tages am Morgen; es war, um eine gute Nachricht

früher anzukündigen. Madame von Amanvilliers hatte ein Stempelbureau erhalten, und zudem war eine Unterstützung, die Hr. Dumont in's Geheime von der Königin begehrt hatte, auch bewilligt worden; davon brachte er die Nachricht. Die von der wohlthätigen Prinzessin verabreichte Summe überstieg um die Hälfte seine Vorschüsse. Unglücklicherweise war Jenny nicht zu Hause, um die ersten Glücksergüsse mit der Mutter zu theilen. Sie war ausgegangen, um Hrn. Carlet ihre Arbeit abzuliefern und ihren ersten Verdienst zu beziehen.

Nun sagt ein altes Sprichwort: „Unglück hat auch seinen Nutzen.“ In seiner vertraulichen Freundschaftsergießung ließ Hr. Dumont einige Worte entweichen, welche Madame von Amanvilliers ahnen ließen, daß er ihrer Tochter eine Zuneigung schenkte, welche ihn wohl vermögen könnte, deren Hand zu begehren.

Der Hochmuth hatte Madame von Amanvilliers niemals bethört, doch leitete sie ein gewisser Stolz in den Angelegenheiten, welche die Ehre ihrer Familie betrafen. Sie wendete das Gespräch ab und versprach sich, reiflich über diesen Gegenstand nachzudenken, und Jenny darüber zu befragen, deren Neigung vor Allem berücksichtigt werden sollte.

Das Resultat dieses Familienraths fiel ganz zu Gunsten des Hrn. Dumont aus. Bei seinem Abendbesuche erkannte er sogleich die gute Stimmung der Damen für ihn. Nach einem Monat hatte der Haarhändler die Hand der trefflichen Jenny erhalten.

Die Vermögensumstände waren keineswegs der Beweggrund, welcher die Mutter und die Tochter leitete. Das Stempelbureau versicherte in Zukunft ihren Unterhalt, und beide würden eine ruhige Einfachheit einem Reichthum vorgezogen haben, den man um den Preis der Herzensclaverei hätte erkaufen müssen; auch würden sie eine Mißheirath verabscheuen haben.

Unter seinen grauen Haaren hatte aber Hr. Dumont angenehme Gesichtszüge erhalten; in seinem Blicke spiegelten sich der Verstand und die Güte ab, und die Ordnung und Reinlichkeit in seinem ganzen Wesen ließen sein Alter vergessen.

Der lebhafteste Geist des Hrn. Dumont war durch die Schule der Erfahrung erhöht, und die Schicklichkeiten der Gesellschaft waren ihm nicht fremd.

Das Mädchen liebte Hr. Dumont aufrichtig, und da er diese Gefühle errathen, durfte er in seinem Alter Jenny's Glück übernehmen.

Den folgenden Tag wurde beschloffen, daß

die beiden Damen eine Wohnung im Hause des Hrn. Dumont beziehen würden, das er allein bewohnte. Die fast gänzlich hergestellte Gesundheit der Madame von Amanvilliers war für diese Veränderung kein Hinderniß mehr; auch fand sie vier Tage später, das heißt, am Vorabend der Hochzeit, statt.

Hr. Dumont selbst holte die Damen mit einem Gefährte ab, was ihnen schon lange nicht begegnet war.

Die Pferde hielten unter der Einfahrt eines prächtigen Hauses, über dessen Haupteingang ein Wappen aus schwarzem Marmor sich befand, in welchem mit goldenen Buchstaben einer der berühmtesten Namen des Kaiserreichs zu lesen war. Die Thürhüterin trat mit einem großen Blumenstrauß in der Hand vor das Gefährte und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

— Der Hr. Herzog und die Madame Herzogin werden erlauben, daß ich mich Ihnen unterthänigst empfehle.

— Der Hr. Herzog! schrie Madame von Amanvilliers vor Rührung zitternd aus.

— Ja, Madame, der Herzog von T..., diesen Titel hat man meinem Namen seit der Schlacht v.... beigelegt.

— Und Ihr Handel, sagte Fanny ganz beschämt, indem sie sich an die Achsel ihres berühmten Bräutigams schmiegte.

— Dieser Handel, erwiderte der Herzog, hat mich in Besitz eines unschätzbaren Schatzes gebracht; ich werde mich künftig nur um denselben bekümmern.

Die beiden Waisen.

(Mit einer Abbildung.)

Der Wunsch zu gefallen und die Blicke Aenderer auf sich zu ziehen, kommt oft jungen Mädchen theuer zu stehen. Besonders ist das bei solchen der Fall, die von ihrer Hände Arbeit leben und Niemand zur Hüterin haben, als sich selbst, und darum nur desto eifersüchtiger für die Erhaltung ihrer Achtung besorgt sein sollten. Welche schmerzlichen Folgen aus einer Sorglosigkeit in diesem Punkte entstehen können, wird folgende Erzählung darthun.

Rosalie B.... und Fanny D.... hatten schon im zartesten Alter ihre Eltern verloren und wurden bei Verwandten erzogen, von denen sie beide viel zu leiden hatten. Nicht ihre nahe liegenden Wohnungen allein, sondern ihr gleiches Schicksal, dieses mächtige Freundschaftsband, machte,

daß die beiden Waisen die innigste Freundschaft zu einander fühlten, obgleich ihr Charakter und ihre Neigungen sehr verschieden waren. Rosalie kannte im zarten Alter schon ihr hübsches Gesichtchen und ihren schlanken Wuchs und zeigte die größte Aufmerksamkeit und die sorgfältigste Auswahl in ihrer Kleidung. Vom Kopf bis zu den Füßen war Alles auf's geschmackvollste bestellt. Oft mußte sie deswegen von ihren Verwandten Vorwürfe hören, allein nichts vermochte sie von ihrer Gefallsucht abzubringen.

Fanny dagegen kannte nur Arbeit als ihre Beschäftigung und widmete sich mit unermüdelichem Eifer dem Dienste derer, die ihr wohlwollten. Ihre einfache Kleidung und ihre rauhen Hände zeugten von der harten Arbeit, die sie verrichten mußte. Allein die große Reinlichkeit ihrer Kleidung und der heitere Anstand ihres Charakters machten, daß man diese Einfachheit vergaß, und nur die Zufriedenheit des Mädchens bewunderte, das nicht wußte, daß es in der Welt bemerkt werden konnte.

Neues Unglück traf die Waisen: ihre Verwandten, bei welchen sie bisher wohnten, starben schnell na t einander; sie sahen sich daher genöthigt, ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben, und wählten daher das Waschen von feinen Sachen und die Ausbesserung von Spitzen, Beschäftigungen, worin sie sich bereits viele Geschicklichkeit erworben hatten. Sie mieteten sich im Hause eines Zuckerbäckers zwei Dachstuben und nahmen, um ihrer eigenen Sicherheit willen, als ihre Adoptiv-Mutter eine Wittve, die früher auch Feinwäscherin war, zu sich. Alle drei vereinigten nun ihre Kräfte und vertheilten die verschiedenen Geschäfte unter sich: die Mutter Morin stand der Haushaltung vor und übernahm das Einseifen; den beschwerlichsten Geschäften unterzog sich Fanny, nämlich dem Waschen und Ausbessern des Gases, des Floris und der Spitzen; Rosalie, deren Geschicklichkeit nicht so groß war, die aber viel Gewandtheit im Verkehr mit andern Menschen besaß, hatte die nöthigen Gänge und Einkäufe zu machen.

Unterdessen widmete Fanny ihren ganzen unermüdelichen Fleiß der Arbeit und verschaffte dadurch dem Geschäfte bald einen glücklichen Fortgang, der sie alle in Stand setzte, nicht nur ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch noch manche Ersparnisse zu machen. Wenn die nöthigen Ausgaben bestritten waren, so wurde der Gewinn in drei gleiche Theile getheilt, und jede Theilhaberin konnte dann über ihren Antheil nach Gutdünken verfügen. Die Mutter Morin legte ihren Gewinn in die Sparkasse; Fanny

brachte
salle v
auf de
lieb
genügg
über d
beiden

„Lie
recht,
trägt
wirst.

ordent
armes
auf de
Chemie
rauchig
Halstü
mädch
schäfts

„M
Fanny
auch i
müßte,
einen

R.
F.

dich ü
nicht
ihren
die Be

R.
viele
werde
pfange

terinne
warten
gefähr

F.
man s
das ist
zu opf
als m
der au

R.
F.

rinnen
nicht b
den M

—
Mutter
Betrag
greifen

R.
machen
dung?

brachte den ihrigen ihrem Hausherrn, und Rosalie vorwendete nicht nur alles was sie erhielt auf die Befriedigung ihrer Eitelkeit, sondern lieb oft noch von Fanny, um ihrer Puzliebe zu genügen. Bei solchen Gelegenheiten hatte dann über diesen Gegenstand hie und da zwischen den beiden Mädchen eine Erklärung statt.

„Liebe Fanny, sagte Rosalie, es ist doch nicht recht, daß du für deine Kleidung so wenig Sorge trägst und in deinem Anzuge immer nachlässiger wirst. Außer dem Sonntage, wo du allein ordentlich gekleidet bist, erscheinst du wie ein armes Lehrmädchen. Nie hast du ein Häubchen auf dem Kopfe, nie sah ich noch Ohrringe oder ein Chemisetchen an dir; statt dessen immer nur das rauchige Tuch um den Kopf und dieses grobe Halstuch. Bedenke doch, daß du kein Dienstmädchen mehr bist, sondern meine geliebte Geschäftsgenossin.“

„Nun, wie soll ich mich denn puzen? fragte Fanny lachend. Daran denke ich nicht und habe auch nie die Zeit dazu. Wenn ich nicht fürchten müßte, dich zu beleidigen, möchte ich dir gerne einen ganz andern Vorwurf machen.“

R. — Nun, rede nur.

F. — Durch deinen Aufwand suchst du dich über deinen Stand zu erheben; denn du bist nicht mehr wie eine Wäscherin gekleidet, die bei ihren Kunden umhergeht, sondern wie eine Dame die Befehle zu erteilen hat.

R. — Nun, das ist gerade, was uns so viele Kunden verschafft; denn wo ich hinkomme, werde ich mit einer gewissen Auszeichnung empfangen; während andere schlecht gekleidete Arbeiterinnen demüthig Stunden lang im Vorzimmer warten müssen, werde ich sogleich zur Hausfrau geführt, und als Fräulein Rosalie gemeldet.

F. — Ich bin ganz der Meinung, daß man stets den Anstand zu behaupten suche, aber das ist eine Thorheit, seinen ganzen Verdienst zu opfern, um vor der Welt mehr zu erscheinen als man ist, worunter das wahre Ansehen und der gute Ruf nur leiden kann.

R. — Was sagst du da?

F. — Glaubst du denn, daß die Arbeiterinnen in unserer Straße deinen eleganten Anzug nicht bemerken, und daß ihre befriedigte Neugierde den Neid und die Verleumdung nicht rege macht?

— Das wollte ich doch wohl sehen, fiel die Mutter Morin ein, wer es wagte vor mir, das Betragen und die Ehre meiner Rosalie anzugreifen!

R. — Wenn man sich keine Vorwürfe zu machen hat, was liegt dann an der Verleumdung?

F. — Gewiß ist ein ruhiges Gewissen die Hauptsache; aber unsere eigene Ruhe verlangt oft, daß wir der öffentlichen Achtung ein Opfer bringen.

R. — Nie werde ich mir das Glück, zu glänzen, und diejenigen zu demüthigen, die mich bekritleln, versagen können; nie werde ich das Vergnügen aufopfern, überall mit Zuorkommenheit empfangen zu werden, und meinem Stande so viel Ansehen zu verschaffen als möglich ist.

— Du thust wohl daran, fügte die Mutter Morin hinzu; sei nur immer klug; zeige nur deinen hübschen Wuchs und deinen niedlichen Fuß, und frage nichts nach dem: was sagen die Leute dazu?

So vereinigten sich diese beiden immer gegen Fanny und machten ihr nicht nur Vorwürfe wegen ihrer Nachlässigkeit im Anzug, sondern beschuldigten sie sogar des Geizes. Dies kränkte zwar Fanny, sie konnte aber in ihrem Betragen und in ihrer Lebensart nichts ändern. Fortwährend einfach aber reinlich gekleidet, fand sie ihr Glück nur in der Arbeit, und ihr Vergnügen im Lesen guter Bücher. Das war ihre Hauptbeschäftigung an den Sonntagen und ersetzte bei ihr den Mangel an früherer besserer Erziehung.

Der Eigenthümer des Hauses, wo die beiden Waisen wohnten, war ein alter, rechtschaffener und wohlhabender Mann. Kinderloser Wittwer, reich und im Besitze eines blühenden Geschäftes, beschäftigte er sich schon längere Zeit mit dem Gedanken, wie er dieses am besten für die Zukunft sichern könne. Er ließ daher in dieser Absicht einen seiner Neffen, Gabriel Fremont, zu sich kommen. Dieser, ein junger Mann von 24 Jahren, von glücklichen Anlagen, einem gefälligen Neuhern und in dem Geschäft schon erfahren, gewann in kurzer Zeit durch Aufmerksamkeit und Thätigkeit die Gunst seines Onkels. Bald war auch dieser entschlossen, seinem Neffen die Conditorei zu übergeben, und nach einigen Beweisen von dem guten Betragen und der Geschicklichkeit desselben erklärte er ihn öffentlich zum Nachfolger in seinem Geschäft. Durch diese Erklärung, die sich bald weiter verbreitete, wurde der junge Mann interessant; überall, wohin er kam, ward er freundlich aufgenommen, und jede Mutter hätte in ihm gern ihren Schwiegersohn gesehen. Allein Gabriel nährte eine geheime Neigung, welche er weder seinem Onkel noch sonst Jemand entdeckte, und die durch den Reiz des Geheimnisses sich immer tiefer einwurzelte. So oft er den beiden Waisen begegnete, bewunderte er ihre natürlichen Reize und ihren gefälligen Anstand; so oft er mit ihnen zusammentam, war er Zeuge

von ihrem musterhaften Betragen und von der Reinheit ihrer Sitten; kurz, eine von ihnen hatte seine Neigung gefesselt. Dies hatte er der Mutter Morin anvertraut, ohne ihr jedoch die zu nennen, welche er auszeichnete, und dieses freimüthige Geständniß, verbunden mit seinen aufrichtigen Absichten, verschaffte ihm Zutritt bei seinen Hausbewohnerinnen, welche bisher nur Klienten bei sich gesehen hatten.

Die meiste Zeit zu solchen Zusammenkünften bot ihnen der Sonntag. War das Wetter schön, so machten sie miteinander einen Spaziergang in den Garten der Tuilerien; war es trübes Wetter, so blieb man zu Hause, und Gabriel brachte den Nachmittag bei seinen Nachbarinnen zu, indem er ihnen vorlas. Die zwei Waisen wünschten sich Glück zu ihrem Loose, und die Mutter Morin genoß im Hause die Freuden und Rechte einer Familienmutter. Gabriel war nicht weniger glücklich. Im Besitze der Achtung und des Vertrauens seines Onkels, und in der Gewißheit das Geschäft zu erhalten, konnte er einer glücklichen Zukunft entgegensehen. Nur Eines fehlte ihm noch, sagte er dann gewöhnlich erröthend und mit besonderm Ausdruck, eine Frau zu finden, die sein Loos mit ihm theilen würde, und seinem Onkel mit all der Liebe zu vergelten, welche dieser durch sein väterliches Wohlwollen gegen ihn verdient habe. „Ich würde auch gar nicht weit zu gehen haben, fügte er dann hinzu, um das zu finden, was ich so sehr wünsche; aber ich fühle wohl, daß ich mich nie erklären darf, und wenn ich nicht errathen werden sollte, so....“ Bei diesen Worten erröthete er noch mehr, und es folgte ein noch ausdrucksvolleres Stillschweigen, welches Rosalie und Fanny in die größte Ungewißheit über die Wahl des jungen Mannes versetzte. Beiden begegnete er mit derselben Aufmerksamkeit, und beide schienen in gleichem Grade seine Gedanken zu beschäftigen. Bald bewunderte er die Zierlichkeit und die Anmuth Rosaliens, bald lobte er mit einer gewissen Begeisterung die Schüchternheit und Einfachheit Fanny's. Ueberreichte er ihnen Blumen, so waren die Sträußchen ganz gleich; kurz, weder in irgend einem Worte, noch in seinem ganzen Betragen und unter keinen Umständen verrieth Gabriel irgend eine Vorliebe, und schien selbst noch in der Wahl zwischen den beiden Waisen zu schwanken.

„Das ist Alles recht gut und schön, sagte die Mutter Morin, ungeduldig darüber, Gabriels Neigung nicht errathen zu können; aber er muß sich nun erklären, denn beide kann er doch wohl nicht heirathen.“

— Ganz gut, sagte Fanny erröthend; seine Wahl ist für mich kein Geheimniß, ich besitze die glänzenden Vorzüge nicht, wie Rosalie; sie liebt er.

— Ich glaube eher, daß er dich vorziehen wird, entgegnete Rosalie mit einer gewissen Verwirrung, welche sie vergebens zu verbergen suchte; wenn auch meine Züge und Bewegungen nicht ohne Anmuth sind, so haben die deinigen dagegen mehr Ausdruck, und deine Einfachheit kann dir verschaffen, was der Wunsch zu gefallen nicht immer erreicht. Glaube mir, liebe Fanny, ich habe eine gefährlichere Nebenbuhlerin als du denkst.

— Nun, sagte die Mutter Morin, das Beste, was ihr dabei thun könnt, ist das gegenseitige Versprechen, daß die, welche vorgezogen wird, die andere als ihre beste Freundin bei sich aufnimmt.

— Das unterschreibe ich sogleich, rief Fanny. Nichts kann die Bande der Freundschaft mit meiner lieben Rosalie zerreißen.

— Auch ich unterschreibe, sagte diese; kein anderes Gefühl soll die Liebe verdrängen, die ich der treuen Gefährtin meiner Kindheit für mein ganzes Leben gelobt habe.

Nach diesen Versprechungen fielen sie sich um den Hals und besiegelten mit einem Kusse den schönen Freundschaftsbund, den sie so eben geschlossen.

Fest überzeugt, daß Gabriels Neigung auf ihre Freundin gerichtet sei, trachtete Fanny gar nicht besonders darnach ihm zu gefallen, und setzte, ohne im Geringsten die Sorge für ihren Anzug zu vermehren, ihre Beschäftigungen unausgesetzt fort. Nur bisweilen wollte die Mutter Morin eine kleine Zerstreuung an ihr bemerkt haben, und neckte sie auch wohl darüber in ihrer fröhlichen Laune. Rosalie dagegen, obgleich auch ungewiß über die Wahl des jungen Mannes, konnte doch bei sich die Hoffnung nicht unterdrücken, daß sie der Gegenstand derselben sein werde. Gabriel konnte Fanny nur selten sehen, da sie, immer mit den Hauptarbeiten beschäftigt, nur Sonntags ausging, während Rosalie, welche die auswärtigen Geschäfte besorgte, wohl zehnmal des Tages an dem Laden vorbeigehen mußte, wo sie dann gewöhnlich einen Seitenblick auf den grüßenden Onkel und Neffen warf, und diesem mit einem freundlichen Lächeln, jenem mit einer ehrerbietigen Verbeugung dankte. Mit Vergnügen bemerkte sie dabei, wie Gabriels Augen ihr folgten, um ihre Haltung und ihren Gang zu beobachten. Ihre Hoffnung nahm dadurch immer mehr zu, und schon sah sie sich als